

Olympiasieg für jede und jeden : über die Fiktion des fairen Wettkampfs

Autor(en): **Jürgmeier**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **35 (1993)**

Heft 2: **...und sie bewegen sich doch!**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Olympiasieg für jede und jeden

Über die Fiktion des fairen Wettkampfs

von Jürgmeier

Wir alle kennen die nach Worten ringenden, zutiefst beleidigten FavoritInnen, die nach *sportlicher Logik* hätten siegen müssen, aber dann doch in die hinteren Ränge der unbarmherzigen Anzeigetafeln verbannt worden sind. Die Bedingungen seien *nicht regulär* gewesen. Der unberechenbare Wind-Schnee-Regen, die unkontrollierbaren Wellen, der ungünstige Biorhythmus, das zu spät *verdrückte* Frühstück, das nicht optimale Material – was immer etwas zögernd erwähnt wird, um es mit den AusrüsterInnen nicht zu verderben. Eine leichte Erkältung in den Tagen vor dem Wettkampf habe *Substanz gekostet*. Übertrainiert sei mannoderfrau gewesen. Zu wenig Sprünge in den Sand. Der Starter bzw. die Starterin habe ihnsie irritiert. Auf dem Weg zum Start habe ein Chamäleon den Aufbau der für den Sieg nötigen Aggressivität gestört. Und. Und. Und. Sagen sie. Es steht ihnen ins Gesicht geschrieben – sie sind empört, fühlen sich vom *fairen Sport* verraten. Sie finden

es ungerecht, dass sie nicht – wie erwartet und geplant – gewonnen haben. Und sie haben, natürlich, recht – es ist ungerecht.

Es ist ungerecht, dass der Heinzer in Japan nicht gewonnen und der Lehmann (für einmal) die schnelleren Laten und das bessere Wetter gehabt hat. Sagt der Favorit. Gefahren sei er *wie ein Weltmeister*. Aber: Die Welt stand für einen Moment kopf.

David hat gegen Goliath gewonnen. Und wir als Publikum freuen uns. Weil wir in der Fiktion bestätigt werden, alle hätten eine Chance. Jede und jeder könne WeltmeisterIn, OlympiasiegerIn, MillionärIn werden, wenn.

Aber im Grunde ist doch nur für einen Moment aufgeblitzt, was die *Normalität* sportlichen Wettkampfs ausmacht – die Ungerechtigkeit. Der Favorit bzw. die Favoritin empfindet diese Ungerechtigkeit erst dann, wenn sie für einen klitzekleinen Moment aufgehoben, d.h. gegen ihnsie gewendet wird. Wenn der bzw. die Beste sich nicht als solche bzw. solcher erweisen kann, weil – wie gehabt. Weil ersie für einmal nicht die besten Voraussetzungen und Rahmenbedingungen hatte. Müsste Heinzer immer unter denselben Bedingungen, mit demselben Material, denselben Vorbereitungs- mög-

lichkeiten, den identischen Genen und und und wie die anderen starten – er wäre nie als *besten Abfahrer* in die Schlagzeilen gekommen. Würden die Formel-1-Fahrer alle mit demselben Wagen starten, es gäbe keine Seriensieger mehr. Ben Johnson hatte gegen Carl Lewis keine andere Chance als Anabolika. Körperliches und mentales Training hätten den physiologischen Vorsprung von *King Carl* nie wettmachen können, der durch und durch *ungerechten Natur* war nur mit der *chemischen Keule* beizukommen. Betrug!, schreien wir auf und schicken Johnson in die Wüste. Aber: Ist es fair, dass Carl Lewis der chemischen Krücke nicht bedarf, weil er die *besseren Gene* hat?

Die Faszination des (sportlichen) Wettkampfs besteht im Ausbruch des einzelnen aus der Anonymität, dem Durchbruch zum *Aussergewöhnlichen*, zum Erkennbaren.

Dabei blenden wir aus, dass nur die überwiegende Mehrheit, die als *WasserträgerInnen* und *PunktellieferantInnen* unter *ferner liefen* mitmachen – *Mitmachen ist wichtiger als Siegen!* – überhaupt erst die Grösse der SiegerInnen erschaffen. Nur dank ihnen, die, gewissermassen, die mattgraue Umgebung bilden, in der die Erfolgrei-

chen gülden erglänzen, nur dank ihrer Erfolglosigkeit wird der Sieg der Wenigen zum *Besonderen*. Das Bedürfnis nach Ausbruch aus der Anonymität, nach Eintritt in den Olymp der Erkannten treibt Menschen zu absonderlichsten Rekordleistungen – dem weit über die Stillung des Hungers und der Lust hinausgehenden *Fressen* von Weisswürsten oder dem tagelangen hautzerfetzenden Duschen beispielsweise. Es ist die Sehnsucht nach Erkanntwerden, die Menschen veranlasst, für Fernsehsendungen die ZäckleinWindungenSteinchen sämtlicher europäischer Kronen fein säuberlich voneinander unterscheiden zu lernen oder sich in der ausgefallenen Kunst zu üben, Automarken mit verbundenen Augen an ihren Türschliessgeräuschen zu unterscheiden. In einer Welt, in der die Zahl der Menschen längst ein Ausmass erreicht hat und es täglich um (Zehn-) Tausende überschreitet, das jedem und jeder das Gefühl endgültig vermiest, auf ihn sie komme es an, die Welt habe sie ihn sehnsüchtig erwartet, in einer Welt, in der sich die Menschen mit dem hinterhältigen Satz *Es gibt einfach zuviele Menschen* in verstopften Trams und Zügen zu erkennen geben: *Auch Du bist zuviel*, auch Du, durch Deine blosse Anwesenheit mitschuldig am Gedränge im Waren-



haus, der verstopften Innenstadt, schuld an überfüllten Badestränden-SkipistenWelthunger. In einer Welt, in der jede und jeder zuviel ist und nur zur Vergrößerung der Masse beiträgt, muss die Sehnsucht nach dem Geraune *DasistderderDasistdie* die Sehnsucht, erkennbar zu werden, willkommen sogar, blödsinnige Blüten treiben.

Derdie *Behinderte* aber, die der im Grunde a priori das *Aussergewöhnliche* verkörpert, muss – weil sein *Besonderes* gesellschaftlich als *Mangel* diskriminiert wird – versuchen, beispielsweise über den Umweg des Sports, erst den Status der *Normalität*

zu erringen, um danach auf der Fährte des Spitzensports die *wirkliche Besonderheit* unter Beweis zu stellen. Behindertensport ist aus dieser Optik der Versuch, vergessen zu machen, dass die Massstäbe der *Normalität* *Behinderte* diskriminieren. Es ist der Versuch, das Stigma *Behinderung* vergessen zu machen, die Behinderung gewissermassen auszulöschen. Damit droht Behindertensport zum Feigenblatt einer behindertenfeindlichen Gesellschaft zu werden.

Leistungssport nährt die Fiktion der Unbegrenztheit, ja, der Unsterblichkeit. *Immer schneller, immer höher, immer weiter.* Bis eines Tages nach

dem 100m-Sprint die Fabelzeit «0.00 Sekunden» aufleuchtet. Derdie *Behinderte* ist ganz besonders geeignet, durch sportliche Höchstleistungen diese Aura der Unsterblichkeit zu schaffen. Ersie – derdie uns *Nicht-Behinderte* normalerweise so unangenehm an Versehrbarkeit und Sterblichkeit erinnert – besiegt durch sportliche Spitzenleistungen, durch dieses *Immerhöher, Immerschneller, Immerweiter* scheinbar definitiv die Grenzen, den Tod.

Fairer sportlicher Wettkampf ist ganz grundsätzlich eine Fiktion. Denn: Jeder Wettkampf lebt von der Ungerechtigkeit ungleicher Voraussetzungen, die über denselben Leisten *geschlagen* werden.

Aber genau da liegt das Dilemma. Alle, auch die *Behinderten*, wollen – trotz verschiedener *Leistungskategorien* – grundsätzlich am gleichen Massstab gemessen werden, um sich *ebenbürtig*, d.h. ernstgenommen zu fühlen. Aber alle am gleichen Massstab messen, heisst, alle dem Massstab der SiegerInnen unterwerfen. Die SiegerInnen aber werden erst durch diesen Massstab zu SiegerInnen. D.h. – wer seine Massstäbe durchsetzt, bestimmt, wer SiegerIn wird. Das gilt, natürlich, über den Sport hinaus.

Denn: Der Sport ist Spiegel der Gesellschaft. Und in der Leistungs- und Wettkampf-Gesellschaft gibt es keine Gerechtigkeit, sondern nur SiegerInnen und VerliererInnen, nur Obenund-Unten, ArmundReich.

Die Utopie der Gerechtigkeit aber hätte einen Preis – das Aus für SiegerInnen (und VerliererInnen), den Verzicht auf Wettkampf.

Die Utopie der *Gleichheit*, das ist die Utopie, dass wir alle andere und damit *Besondere* sind, jede und jeder für sich, menschliche Individuen jenseits sozialer Gräben, Individuen, die ihre eigene *Grösse* wahrnehmen, ohne dafür auf die Niederlage anderer bauen zu müssen.

Dann – und dies ohne die realen Unterschiede zwischen *Behinderten* und *Nicht-Behinderten* zu unterschlagen -, dann, und nur dann, wäre auch der soziale Graben zwischen *Behinderten* und *Nicht-Behinderten*, zumindest in diesem Punkt, überwunden, weil das Anderssein zur Voraussetzung der *Gleichheit* geworden, der Massstab, der Ungleichheit mit-hervorbringt, überwunden und die Guillotine der *Normalität* beseitigt worden wäre.

PS. Dem Menschen ist ein Leben ohne Wettkampf zumutbar. ■